

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 36 (1887)

Artikel: Einiges von Jeremias Gotthelf : das Orakel
Autor: Greyerz, L. von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-125401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einiges von Jeremias Gotthelf.

Das Orakel.

Nach einer Lebensskizze Jeremias Gotthelf's (verfaßt von seiner Tochter Marie Walden).

Lichtschimmernd hob ein Frühlingsmorgen sich
Aus dunkler Nacht, — und streute bunte Blüthen
Weit über's Land, bis alle Lede wich.

Die kleinste Pflanze durst' ihr Knösplein hüten,
Ein grünes Weben flog um Baum und Busch,
Gefang'ne Triebe sich zum Lichte mühten.

Da flog (sahst du's wohl auch?), mit leichtem Fluch
Hier eine Lerche froh, vom Weißdornzaune,
Und dort die zweite! (hörst du ihren Fluch?)

Jetzt schweigt sie wieder, meine kleine Braune:
Vielleicht gewahrt sie jenen rüst'gen Mann? *)
Der sich im Feld ergeht, voll Maien-Laune.

*) Jeremias Gotthelf — Albert Vihius.

Er scheint nicht jung, nicht alt; — sein Blick gewann,
Die hehre Stirn ihm, stets der Herzen viele.
Weiß wohl mein Verchenpaar, was er jetzt sann?

Nun, er gedachte hoher, ernster Ziele!
Der Geistesblüthen sein, die hin zum Licht
Aufdrängten; mahnend: „Ernst mach’ aus dem Spiele“.

Vergrab’ uns in des Pulses Tiefen nicht!
Laß uns hinaus „zu singen und zu sagen“;
Als deines Volkes großes Kraft=Gedicht!“

So flüstert eine Stimme sonder Zagen,
In seiner großen Seele; doch gestreng
Mahnt eine zweite: „unnütz ist solch’ Wagen!“

Bewege dich in deinem Rahmen eng!“
Schwer ist der Strauß den unser Mann erleidet,
Hart kommen die Gedanken in’s Gedräng’.

Umsonst sein Blick sich rings an Schönheit weidet,
Sein fragend Herz, es heischt sich Antwort nur!
In welche Form sich diese heut’ auch kleidet.

Da sieht das Verchenpaar er auf der Flur;
Und wie ein Blitz durchzuckt es sein Gemüthe:
Die Sänger helfen mir auf meine Spur!

Sie sei’n Orakel mir, in Lieb’ und Güte!
Ob sie zur Sonne schweben — erdwärts gehn,
So Licht, . . . so — Dunkel, auch mein Buch behüte!

Er jagt’s und harrt. Sein oder Nichtsein! Stehn
Die Sterne günstig ihm? Wer kann es wissen!
Der Schöpfer dieser Verchen wird’s versehn.

Noch scheint ihr Flug gestört von Hindernissen
Doch jetzt, o Lußt! sie heben hoch empor
Die Schwingen, jubiliren ernstbesflissen,



Albert Bixius (Jeremias Gotthelf).

Nach einem Gemälde von Maler Dietler.

Und flieh'n „zur Sonne“ hin, zum Strahlenthor
Errungen ist der Sieg! sein Werk erfreuet
Sein Volk! „Ich wag's“ aus seiner Brust hervor
Ringt sich der Ruf — und nie hat er's bereuet.

Albert Bihius (Jeremias Gotthelf) über den Feldpredigerdienst.

Jeremias Gotthelf schrieb einmal (anläßlich der Herausgabe der „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“) an einen Freund:

„Die Berner Welt ist eine eigenthümliche. Sie macht ein festgegliedertes Ganzes aus. In's vorderste Glied zu kommen, ist der Hauptspäß, und sobald ein Berner zum Bewußtsein kommt, drängt er sich in die Glieder und sucht sich durch die Glieder zu drängen. Ich hatte keinen Begriff von diesem Allem und keinem Menschen ist es je weniger in den Sinn gekommen, sich einen Weg machen zu wollen. Hingegen sprudelte in mir eine bedeutende Thatkraft. Wo ich zugriff, mußte etwas gehn; was ich in die Hände kriegte, das organisirte ich. Was mich ergriff zum Reden oder zum Handeln, das regierte mich. Das bedeutende Leben, das sich unwillkürlich in mir regte, schien, als es laut wurde, Vielen ein unberufenes Zudrängen, ein unbescheidenes, vorlautes Wesen, und nun stellten sich mir alle die entgegen, die glaubten, ich wollte mich zudrängen, dahin, wohin sie allein gehörten“ (oder zu gehören glaubten).

Nur einen einzelnen Punkt aus diesem seinem Bestreben, zu organisiren, was er in die Hände kriegte, ist in den folgenden Zeilen enthalten. Treffender, als eine

breite Auseinandersetzung, werden seine eigenen Worte dieses Bestreben zeichnen. Es handelte sich darum, das nach seinem ganzen religiösen und nationalen Kraftbewußtsein so hochwichtige Amt der Feldprediger in den Zeiten des Friedens zu organisiren, umzugestalten und demselben neues Leben zu verleihen. Mit klarem Blick erkannte er die Bedeutung pflichttreuer, hingebender und begeisterter Prediger, die nicht nur ihre Rede in den vier Wänden ihrer Studierstube kunstgerecht zu entwerfen und Sonntags vor der Gemeinde mit Feuer vorzutragen verstünden, sondern die in den Stunden der Gefahr zu finden und im Stande waren, mit der Ruhe im Feuer zu stehen, welche den wahren Streiter kennzeichnet. Es ist ein patriotisches Gefühl, welches tief in seinem innersten Wesen wurzelte und daraus hervor in engerem organischem Zusammenhang mit ächtem Christenglauben herauswuchs, das ihm die Feder in die Hand drückte, ihn zu handeln veranlaßte.

Er schrieb unterm 27. Mai 1834 an das Erziehungsdepartement des Kantons Bern :

Hochgeachteter Herr Präsident!

Hochgeehrte Herren!

Vor ungefähr zwei Jahren wurde mir eine Arbeit des zürcherischen Feldpredigers Schütz mitgetheilt über eine neue Einrichtung des eidgenössischen Feldpredigerdienstes mit der Aufforderung zu Bemerkungen. Diese Arbeit war ganz in dem damaligen Geiste des eidg. Heerwesens, in welchem unendliche Schreibereien die Hauptsache waren, tausend Kleinigkeiten alle Zeit in Anspruch nahmen, und in Zeiten der Gefahr, wo das Schwert die Feder aus der Hand drängt, endlose Verwirrung stiften müssen. Die Arbeit

war allerdings entstanden aus der Erkenntniß, daß der Feldprediger nicht sei, was er sein sollte, aber die Ursachen dieses Nichtseins wurden durchaus mißkannt; sie wurden im Mangel des Formellen gesucht, während sie im Geiste der Zeit und dem Personal der Feldprediger lagen.

Man hatte sich alle Mühe gegeben, aus dem eidg. Heer eine gut abgerichtete hübsch aussehende Exerkier-Maschine zu machen. Eine Maschine braucht nicht eigenen Geist, hat nicht eigenes Leben; ein fremder Geist beherrscht sie, ihr Leben ist nur Bewegung, die befohlen oder gehemmt wird nach fremder Willkühr. In oder auf diese Maschine gehörte als herkömmliche Verkörperung der Feldprediger. Die Maschine gieng und stund ohne den Feldprediger, der als Diener des lebendigen Geistes nicht unterthan sein kann einem Maschinengeist; aber man war an ihn gewöhnt, seine Auslaßung hätte übles Gerede erzeugen können. Zu dieser überflüssigen Verkörperung nahm man nun auch überflüssige Menschen, d. h. solche, die man zu Hause im Kirchendienst am leichtesten entbehren konnte; oder man machte bei Besetzung dieser Stellen Wiße, und sah auf die Länge der Backenbärte, oder die Länge des Körpers, wie die Juden bei Saul. So geschah, daß kein Feldprediger sein konnte, was er sein sollte. Die Einen lähmte die Blödigkeit der Jugend; Andere ihre Unbeholfenheit außer der Studierstube; die Beßern das Gefühl ihrer Ueberflüssigkeit, die der frivole Sinn der Obern und der Geist des Ganzen ihnen täglich in Erinnerung brachte, und Manche vermochten der Gelegenheit nicht zu widerstehen; sie versanken in eine Gemeinheit, die ihnen nie übersehen und dem ganzen Stand zur Sünde gerechnet wurde.

Dieser Ansicht gemäß machte ich damals meine Bemerkungen, aber sie scheinen auch versunken zu sein in den bodenlosen, eidgenössischen Sack, der die frommen Wünsche der Eidgenossen verschlingt, der bis auf diesen Tag ihr einziges unangetastetes, unberührtes Gemeingut ist.

Nun ist Leben in das Vaterland gekommen, und der Geist ist erwacht; der Staat ist nicht mehr ein lebloser Organismus, das Heer keine Exerzier-Maschine mehr, in beiden giltet wieder das Individuum und um so mehr, je lebenskräftiger der Geist in ihm sich regt, und um so kräftiger achtet man Staat und Heer, je größer die Zahl derer wird, die dieser Geist beseelt.

Das Erwachen dieser Zeit zu erkennen, geziemt vor allen uns Geistlichen, als Dienern dieses Geistes, dessen uns zu freuen als Aufgang früherer Aussaat, als Bürge eines freudigeren Wirkens auf der sich ebnenden Bahn. Als Dienern des Herren geziemt es uns, dieses Erwachen zu heiligen durch Hinweisung auf den, der gewecket; aber keiner vaterlandslosen Kaste angehörend, zu welcher man uns so gerne machen möchte, haben wir als Schweizer die Pflicht, welcher weder Verfassung, noch Regent, noch der unverständige Haufe uns entbinden kann, in That und Wort dem Wohl des Vaterlandes uns zu opfern. Zu seinem Heile beizutragen nach dem Maaße unserer Kräfte in und außer dem Kreise unseres erwählten Berufes.

Diese Betrachtung war es, welche mich bewog, meine Ansichten über das Feldpredigeramt wieder in's Leben zu rufen, damit wir auf neue Weise im Kreise unseres Berufes dem Vaterlande dienen könnten, damit unser Stand sich ehren, der Laie erkennen möchte, daß wir kein

Vorrecht begehren als das: mit den Waffen des Geistes neben ihm zu stehen, ihn zu begeistern, den angeerbten Muth ihm zu erwecken und ungeschwächt zu erhalten, wenn er mit scharfer Waffe dem andrängenden Feinde wehrt, mit ihm lebend oder todt die Wahlstatt zu behaupten, wenn der Geist unseres Reformators das Vorbild unererschütterten Todesmuthes fordert.

In diesem Sinne machte ich leztthin dem Kapitel Burgdorf den Vorschlag, ungefähr folgenden Antrag an die hohe Regierung gelangen zu lassen: Es möchten künftig die Feldprediger mit besonderer Vorsicht ausgewählt, den Bataillons zugetheilt, mit den Bataillons versammelt, in diesem Wirkungskreis 10—12 Jahre gelassen, auch wenn sie angestellt worden, und ausgesprochen werden, daß eine Feldpredigerstelle eine hohe Auszeichnung sei.

Erläuterungen zu diesem Antrag.

Kein Candidat darf als Feldprediger angestellt werden vor 5 Jahren nach seiner Consecration, denn zu dieser Stelle bedarf er wenigstens so viel Erfahrung und Mannlichkeit als zu einer Credit-Pfrund. Er muß des Wortes mächtig sein, aufsetzen und ablesen kann man nicht immer, nie in den wichtigsten Augenblicken. Er darf weder Rigorist noch frivol sein, muß Gewandtheit im Umgang mit Menschen besitzen, diese lehrt ihn, sich nichts zu vergeben ohne sich in eine lächerliche Würde zu werfen. Er muß mit dem Bataillon bekannt gemacht werden, im Frieden muß man auf den Krieg sich rüsten.

Er muß eine Anzahl Jahre im Dienste bleiben. Wir wollen im Dienste des Vaterlandes kein Vorrecht. Kein ander Amt nimmt den ganzen Mann so gewaltig in

Anspruch als der Feldpredigerdienst, und in den Tagen der Noth kann man die rechten Männer im Innern des Landes entbehren oder ersetzen, aber draußen nicht, wo der Feind steht.

Auf die Annahme dieses Antrages setzte ich großen Werth aus dem doppelten Grunde, weil ich überzeugt war, er ehre unsern Stand, er sei auch an sich selbst sehr wichtig, weil ein Feldprediger mit dem rechten Geist bei einem lebendigen für geistige Erregung fähigen Herrn von der höchsten Bedeutung ist.

Er wurde aber ohne Diskussion für unerheblich erklärt.

Doch fallen lassen wollte ich ihn nicht, sondern nehme die Freiheit, ihn Hochdenselben vorzulegen mit der Entschuldigung, daß ich dazu mehr Worte gebraucht, als für Sie nöthig war, und mit der Versicherung, daß es mir Mühe kostete, so kurz zu sein. Sollte derselbe der Beachtung werth gefunden werden, so möchte ich mir nur noch die Bemerkung erlauben, daß dann der Feldprediger in Rang und Besoldung dem Hauptmann gleichgestellt werden sollte, denn bei dieser Einrichtung würde er eben so alt oder älter sein, als die meisten Hauptleute des Bataillons, das Gleiche verdiente auch der Oberarzt.

Mit vollkommener Hochachtung verharrend Hochderselben gehorsamer

Alb. B i z i u s.

Lüzelflüh, den 27. Mai 1834.

Auf die Anfrage des Erziehungsdepartements beim Militärdepartement des Kantons Bern wurden in der Antwort merkwürdigerweise die Kleinlichkeiten, welche in dem Gesuche nur so nebenbei berührt wurden, als Hauptsache hingestellt und zum Schlusse bemerkt:

„Das Militärdepartement würde, in Entsprechung Ihrer Wünsche, sich ein besonderes Vergnügen daraus machen, diese Ihre beabsichtigte Umänderung der bisherigen Wahlart der Feldprediger dem Lit. Regierungsrath auf das Beste zu empfehlen. Dasselbe findet aber solches nicht vonnöthen, weil nach seiner Ueberzeugung eine solche Abänderung völlig Ihrem (des Erziehungsdepartements) Competenz anheimgestellt ist, mithin alle Ihre dahergigen Anordnungen ganz gewiß von Jedermann werden als zweckmäßig anerkannt und gebilligt werden.“

— Und sie wurden gebilligt. Es haben seit jener Zeit mehrere später gefeierte Staatsmänner als Feldprediger im Dienste gestanden und durch das Feuer ihrer Rede begeisternd auf die schweizerischen Truppen gewirkt. Die schweizerischen Feste, an denen in altfeierlicher Weise die große Landsgemeinde sich in der Sonntagmorgenfrühe zum Gebet und erhebenden Feldgottesdienste versammelt, die friedlichen Waffenübungen, deren Theilnehmer sich zum feierlichen Gottesdienst unter Gottes freiem Himmel versammeln, sind Zeugnisse, daß die Anregung von Jeremias Gotthelf Früchte getragen hat.

Ja, wenn es ihm noch vergönnt gewesen wäre, seinen Sohn zu sehen, im Jahre 1870, wie würde da dem greisen Dichter Auge und Herz aufgegangen sein in freudiger Lust, in alter Gluth. Wie oft würde er die Worte gelesen haben, die dieser aus dem Feldlager schrieb. So die wenigen Worte von Delsberg aus nach Hause gerichtet: „Bin weg. Heute Feldpredigt. Erträglich. Lekten Freitag zwei Brigaden unserer Division durch den General inspizirt. Heute Nachmittag die II. Division, bei 8000 Mann hier zusammen, die meisten im Bivouak. Wir diese Nacht nicht mehr. Ich bei Defan B., der alle

möglichen Schwierigkeiten machte, bis er uns endlich, den H. Dr. Z. und mich, aufnehmen mußte. Die Hauptgefahr vorbei. Vielleicht schon in 14 Tagen wieder heim. Freue mich lebhaft, so sehr mir auch der Dienst gefällt. Ganz ungewiß, was nächster Tage aus uns wird. Daher keine Briefe, bis ich eine bestimmte neue Adresse angeben kann."

Einige Früchte dieses „Feldzuges“ finden sich veröffentlicht in der Sammlung der Predigten von Albert Böhler, zweiter Band, auf die wir den Leser hinweisen möchten.

Ein Dichterdenkmal.

Gleich einem Festungswall erhebt sich auf der Terrasse des rechten Emmenufers die Kirchhofmauer von Lützelstüh und weit in's Land hinaus luegt der neu erbaute Thurm vor dem kleinen Kirchlein, an dessen einer Seite das Grab von Jeremias Gotthelf sich befindet. Einen neuen Denkstein hat das dankbare Volk dem Schriftsteller gesetzt, ein Denkmal, das der ganzen Art und Anlage, dem ganzen Wesen von J. Gotthelf weit besser entspricht, denn ein kunstvoll verschwenderisches Standbild. Das Urtheil über die Werke des Dichters beginnt sich abzuklären, die Benennung Volkschriftsteller wird allgemach in einer Weise aufgefaßt, die uns befriedigen kann und nicht mehr den verlegenden Beigeschmack hochmüthiger Ausschließlichkeit an sich trägt.

Immerhin dürfen wir noch nicht glauben, die Ansicht einer Reihe hervorragender Kritiker hätte jeglichen an starre Formeln gebundenen Widerstand besiegt, oder es hätten auch diejenigen, welche rein aus einseitig-äußer-

lichen Gründen in ihrem Urtheil über die Werke Gotthelf's noch immer die Ausstellungen voransetzen und darüber den innern Gehalt vernachlässigen, sich allesammt zu befehren begonnen. Die deutschen Litteraturgeschichten würden in großer Zahl eine solche Anschauung rasch und vornehm zurückweisen. Doch die Bearbeiter dieser Werke werden nicht umhin können, in Zukunft sich etwas einlässlicher mit unsern Schweizerdichtern zu beschäftigen und nicht nur so obenhin unter dem Volksroman all' das zusammenzustellen, was nicht unter den Salonroman gehören kann. So wenig als es dem historischen Schriftsteller gestattet ist, Thatfachen darzustellen wie sie nicht sind, Ereignisse zu erzählen, wie sie nach zuverlässigen Quellen sich nicht ereignet haben, ebenso wenig dürfen die Neubearbeiter von Litteraturgeschichten an den Werken eines Dichters vorübergehen, ohne demselben gerechte Würdigung widerfahren zu lassen und ohne die ächten Perlen herauszuheben. Es ist kaum glaublich, daß sich die Mehrzahl dieser Schriftsteller mit sämtlichen Werken von S. Gotthelf vertraut gemacht haben, sonst könnten wir nicht da und dort noch auf Urtheile stoßen, die so sehr von Oberflächlichkeit zeugen, die nur einiger Fehler der Anordnung, der äußern Behandlung des Stoffes willen den gewaltig darin lebenden und sich regenden Geist übersehen. Es ist gar nicht nöthig, daß wir als blinde Verehrer uns diesen klar aufgedeckten Gebrechen verschließen wollten. Im Gegentheil. Die Verehrer wissen ebenso gut, als die nach Formfehlern haschenden Kritiker, daß manchem Werk Gotthelf's die Ausrundung und Abrundung fehlt, daß er sich oft verbreitert und Perlen einflücht, die an anderer Stelle wirkungsvoller sein würden, die für sich Muster schriftstellerischer Frische, Gemüthstiefe

Wahrheit der Zeichnung und Form sind — aber an der ihnen angewiesenen Stelle nur wie flüchtig eingestreut erscheinen. Auch sind unbestritten Situationen gezeichnet, die nicht ästhetisch schön genannt werden dürfen, allzu realistisch wahr sind — aber die Gestalten und die Seelen in diesen Gestalten sind durch und durch kernig und ächt, unverfälscht, nicht hineingeschoben.

Mit derselben Begründung läßt sich noch mancher Vorwurf aus den sämtlichen Schriften zusammenlesen und in ihrer Verbindung für Jeden, der sich nicht durch eigenes Prüfen von der Untergeordnetheit derselben überzeugt, ein nicht günstiges Urtheil zusammenleimen. Abgesehen davon, daß die von Jedermann zugestandenen Schwächen in der großen Mehrzahl der Werke vor den reichen Vorzügen gänzlich zurücktreten und daß in jedem derselben wohl Kraft, Geist, Gemüthstiefe und Gewalt der Zeichnung, der Entwicklung und Plastik der Darstellung in reichstem Maße vorhanden ist, die denselben einen unvergänglichen Werth sichert, sind eine Reihe der Arbeiten auch vor den Splitterrichtern unantastbar und würden schon an sich hinreichen, den hervorragenden Schriftsteller in seiner ganzen Eigenart erkennen zu lassen. Ohne einer eingehenderen Arbeit vorgreifen zu wollen, werden hier nur einige wenige der Gotthelf'schen Arbeiten angeführt, die in Theilen oder in ihrer Gesamtheit als schriftstellerische Werke ersten Ranges betrachtet werden müssen. — Dürfte es gestattet sein, einer der Erzählungen die Krone vor allen zu geben, sie als ein Musterwerk herauszuheben, so würde dies: „Elsi, die seltsame Magd“ sein. Das Wesen, die Empfindung, die Einführung und plastische Zeichnung der stolzen Mädchengestalten ist wohl unstreitig eine der hervorragenden Leistungen Gotthelfs.

Hier ist es die verhaltene, zurückgedrängte Liebe, welche in der Mädchenbrust mit dem eingebildeten Bewußtsein der Schande, die über ihre Familie gebrochen sei, kämpft und ringt. Dazu die gewaltige Zeichnung der Gefahr des Vaterlandes, der sich entwickelnde Heldenkampf, die regellos eingreifenden Massen des Landsturms, der Wendepunkt des Geschickes bei Fraubrunnen, die ungedeckte Batterie überritten von feindlichen Husaren, das Hinzustürmen und der Tod Elsi's. In psychologischer Entwicklung, im Aufbau der Handlung, an Gewalt der Zeichnung ist „Elsi die seltsame Magd“ ein Meisterwerk. — Ein wunderliebliches Gegenstück hiezu bildet das duftige Idyll: „Erdbeerimareisi“. Die hingebende Geschwisterliebe, die sich in dem herrlichen Kinder offenbart, die Gemüthstiefe des nicht für die große Welt geschaffenen Mädchens, das den Wald belebt und die Pflanzen gleich seelischen Wesen liebt, das leicht an die feinen Träumen entsprechende, ihm erscheinende Waldfee glaubt, zeigt sich in einer Gestalt, die duftig, zart und doch in die volle Realität des Lebens hineingezeichnet ist. — Die beiden Gestalten der Brüder Sintram und Bertram, die Entwicklung der Eifersucht zur blinden, die Bruderliebe zerstörenden Gewalt, darunter der Wille gebannt wird und der kräftige Körper sich verzehrt, treten aus dem Sagenkreis unseres Landes ergreifend hervor. — Vergeblich dürften wir in einer großen Zahl von Werken nach einem Bilde suchen, wie es uns im „Letzten Thorberger“ entgegentritt. Der Eisenmann, in dessen Brust keine Liebe zu wohnen scheint, dessen Kinder unter seinem unerschütterlichen Willen hinwelken, der ein Ziel im Auge Stück um Stück des mühsam Aufgebauten fallen sieht — bis er endlich, eine ausgebrannte Ruine an dem Lager seines

totden Sohnes ohne Thränen, doch in verzehrendem, tobendem Schmerz äußerlich kalt dasteht, ist ein überwältigendes Bild.

Dazu das Bild Bern's beim Herannahen der Gugler, der Auszug der Berner und der meisterhaft ausgeführte Ueberfall in Fraubrunnen mit dem Kampfe zwischen dem gewaltigen Führer und dem Berner Fleischermeister! — Ein frommer Greis erzählt in bewegten ergreifenden Worten die Sage von der schwarzen Spinne. Er sitzt an jenem Holzstück, in welches die Tod und Verderben ausbreitende fürchterliche Spinne durch aufopfernde Mutterliebe eingeschlossen wurde, durch frevlen Uebermuth wieder befreit ward und durch den sich dem Tode weihenden Vater nach ihrem Jahrhunderte spätern Wüthen wiederum in Gefangenschaft gebracht wurde und seitdem durch die stille Frömmigkeit und den unverdorbenen Sinn der Bewohner bewacht blieb. Das freche Toben des Burgherrn, seine maßlos übertriebenen Forderungen gegenüber seinen Leibeigenen, das Zagen der Letztern und der wilde Muth eines Weibes sind mit derselben Kraft vorgeführt, wie die Verzweiflung des geplagten Weibes, die Furcht der Eigenen und Rittern und die Opferfreudigkeit des Priesters. Nach Jahrhunderten sehen wir den bösen Geist wieder in der Gesindestube auftreten, als der Meister schwach genug war, seinem Weibe nachzugeben und die Leute sich selbst zu überlassen. Dicht neben einander befinden sich Verderben und Opferfreudigkeit, der kampfbereite Priester und der freche Pfaffe. Die wilden, fast grausen Bilder werden gemildert dadurch, daß ein Greis dieselben, gedrängt durch die sittsam fröhliche Gesellschaft, entrollt und wir den bösen Feind gefangen wissen. —

Wie der Dichter uns den Frieden der Seele zeigt und wiederum die entfesselten Leidenschaften, zerfressend, aufreibend oder zu kühnem Wagen antreibend, so führt er uns auch hinein in den thaufrischen, feierlichen Sonntagsmorgen und wiederm auf den Schauplatz der entfesselten Elemente. In letzterer Beziehung stehen zwei gewaltige Bilder in erster Linie. Es sind dieß der Sturm, den Durkli einsam im Walde in der Mitternacht erlebt, in ihm des wilden Heeres Toben zu hören vermeint und das Zweiundzwanzigste Kapitel in Rächli die Großmutter: die Emme bricht los. — Auch im Barthli der Korber, in der schwarzen Spinne und in andern Arbeiten erscheint die gewaltige, hinreißende Schilderung des Sturmes und der entfesselten Wasser.

Ohne der Bedeutung der größern Werke zu nahe treten zu wollen, scheint uns, als hätte man gar vielfach über denselben die kleinen Erzählungen und Bilder aus unserem Volksleben zu sehr zurückgestellt. So ist Barthli der Korber eine derbe, vielleicht etwas stark derbe, wie aus Buchenholz geschnittene Gestalt, die aber den feinern ansprechenden Zügen durchaus nicht entbehrt, sie nur unter der harten Schale verbirgt. Welch' ein ergreifend schönes friedvolles Bild ist auch „Der Sonntag des Großvaters“.

Diese Vielgestaltigkeit des Lebens und Wirkens, in welcher wir die vorgestellten Personen in den kleinern Erzählungen belauschen, mit ihnen fühlen und denken, ist in den größern nicht vorhanden, dagegen sind in dem enger umschriebenen Raume bewundernswerthe, doch vielfach mißverständene, durchaus realistisch aufgefaßte Detailzeichnungen.

Ueber „Rächli die Großmutter“ urtheilt Prof. Dr. Clemens Brockhaus: „Das Buch enthält nichts als die Geschichte einer armen, alten, keineswegs durch besondere

Begabung oder irgend einen Zug, den man interessant nennt, hervorragenden Frau, die im harten Kampfe um das tägliche Brod ihr Enkelkind erhält und erzieht und zuletzt ihren kranken Sohn, der in gesunden Tagen sich seiner Mutter geschämt hatte, noch mit durchschleppt, bis endlich nach mancherlei Noth bessere Tage kommen. Doch welche Fülle von Liebe und Frömmigkeit liegt in dieser alten Frau! In wie vielen rührenden, herzgewinnenden und naiven Zügen thut sie sich kund, und dazu der erhabene Hintergrund der Schweizernatur mit ihren Schönheiten und Schrecknissen, ein wahres Epos von idyllischer Begrenztheit zugleich und überragender Größe.“ — Dieses, wie die Mehrzahl der übrigen größern Werke haben sich in unserem Volke so weit eingelebt, daß es nicht nöthig ist, über ihre Bedeutung Worte zu machen. Aus mancherlei Gründen, die sich nicht auf den innern Werth der Arbeiten allein stützen, sind die kleinern Arbeiten, von denen wir einige erwähnten, weit weniger allgemein bekannt und gelesen. • Dagegen ist nicht zu vergessen, daß sie sowohl als einzelne abgeschlossene Theile aus den größern Werken in verschiedener Form unserem Volke vorgeführt wurden und daß Aussicht vorhanden ist, es möchte eine wohlgelungene Auswahl derselben in hübscher Ausstattung und zu billigen Preisen als ein den Dichter wahrhaft ehrendes Denkmal kurze Zeit nach dem ihm dankbarst gewidmeten Denkstein herausgegeben werden, damit sich seine Werke mehr und mehr einleben und zu einem Allgemeingut werden.

Unter der großen Zahl bedeutender Schriftsteller blieb es nur wenigen vorbehalten, ganz und voll hineinzutauchen in die innerste Wesenheit der Bewohner ihres Wirkungsgebietes und der Welt aus dem Geistesleben

dieses Volkes in klaren Bächen zu schöpfen. Es ist ein räumlich eng begrenztes, durch die Kraft seines Geistes in's Gewaltige ausgedehntes Gebiet, dessen Volk uns Gott=helf in seinen Werken handelnd und redend in voller Naturwahrheit und doch nicht in dessen Alltäglichkeit vor=führt. Der Boden, den die Leute bauen, das Heimwesen, das thalbeherrschend gleich einem Edelsitz daliegt, das kleine Schachenhäuschen und seine Bewohner, Leute in ihrem edelsten Wesen und in ihrer Verkommenheit oder ihrer wilden Leidenschaftlichkeit, das Bild des Friedens und der Wohlhabenheit, wie dasjenige des täglichen Kampfes und der schleichenden Entzweiung in Dorfschaften und Familien, führt er uns mit derselben Meisterschaft vor, wie die entfesselten Naturgewalten, das verheerende Feuer, der Sturm, das Gewitter und die austretenden Gewässer des zum Strome angeschwollenen Fließchens. Stets spiegelt sich die Gewalt in dem Verhalten bedrohter oder helfender Menschen. Sei's im Kampfe gegen an=stürmende übermächtige Feinde, im letzten Aufflackern alten Heldengeistes, im Ringen gegen die züngelnden Flammen, welche die Früchte des Fleißes vernichten, oder in dem ohnmächtigen Mühen, den gurgelnden trüben Fluthen der angeschwollenen Emme Einhalt zu thun. Die Feuer=zeichen flammen von den Höhen, die Glocken heulen und wir sehen den Landsturm aus dem Thale der Emme sich regellos Burgdorf zuwälzen hinaus auf die Ebene von Fraubrunnen, zum letzten blutigen Waffengange an die waldigen Höhen des Grauholz. Wir sehen diese Menschen=massen, zusammengewürfelt und schlechtbewaffnet, führer=los und ohne einheitlichen Gedanken, als den zu wehren, wenn die Sturmglocken rufen, beim Aufblitzen der Ge=schütze wanken und auseinanderstieben. Wenn die Emme

ausgebrochen und Wolkenmauern sich über die waldigen Hügel hinwälzen, als wollten sie die alten Mauern erdrücken und das Thal vernichten, wenn die Nothglocken heulen, dann sehen wir das einsame Häuslein in Gefahr, die Wasser gurgeln und wühlen, wir leben die Stunden der Noth mit jenen bedrängten Menschen und fühlen mit denjenigen, deren Kraft in dunkler Nacht nichts vermag gegen die wilde Tochter der Thalschaft. — Wie der Landmann handelt und feilscht, wie er um scheinbare Kleinigkeiten sich kümmert und müht, wie er seine Ernte überschlägt und den Werth des Segens seiner Felder abschätzt, im Stolz eines Edelmannes dem Besucher seines Freihofes sein Gut zeigt, die Bäuerin ihre Freundin durch den Bohnenacker und am Flachzpleß entlang führt, das wird zu bewegenden, wichtigen Ereignissen und Thätigkeiten, die unser volles Interesse fesseln. Gewaltig ist die Kraft seiner Darstellungen der Armuth in ihren verschiedenen Gestalten. Das Verarmen durch Verschwenden, das Sinken von Stufe zu Stufe bis zum schließlichen Rundgang, zur Verzweiflung und zur täglichen Drohung gegen die Arbeitsamen, Glücklichen, die Armuth in ihrer unflätigen Gestalt, wie sie sich breit macht, fordert und droht, und wieder die stille Armuth, die sich vor der Welt nicht zeigt, die genügsam Tag um Tag mit neuem Vertrauen die schwere Last trägt, nicht erlahmt, wie oft auch die schwache Kraft zu erliegen droht. — Wie oft wurde es dem Dichter des kulturhistorisch so bedeutsamen, an Einzelbildern so reichen „Schulmeister“ vorgeworfen, daß er schließe mit der Aussicht auf die Hebung der ökonomischen Lage durch die sichere Gehaltsaufbesserung des armen Schulmeisters — und doch, wie naturwahr ist auch dieser kurze, den Leser allerdings ernüchternde Schluß!

Die bedeutendsten Schulmänner jener Periode, vorab der energische, hoch denkende Fellenberg haben denselben Gedanken so oft und zur Genüge als erste Forderung zur Hebung des ganzen Lehrerstandes hingestellt. Von der Zeit der Helvetik an und den ersten Plänen zur praktischen Durchführung der Idee einer allgemeinen Volksschule hat die Frage der Möglichkeit einer Aufbesserung der ökonomischen Lage der Lehrer die Geister beschäftigt. So durfte Gotthelf mit der Aussicht auf die bevorstehende Enthebung der drückendsten Verhältnisse, in denen sich das Urbild der Schulmeister jener Zeit befand, sein Werk schließen. Ueber die Versprechungen und die so ungleichmäßige Vertheilung der ersten dürftigen Beiträge des Staates ging der Staat über zu ernster That — Schritt um Schritt mußte weiter gethan werden. Es ist dieß kein so unbedeutendes Moment, wie Lehrer unserer Zeit zu glauben versucht sein mögen, sondern ein recht schwerwiegendes, die traurige Vergangenheit grell und scharf beleuchtendes.

Es ist gerade ein bedeutsamer Punkt in der Schriftstellereigenthümlichkeit J. Gotthelf's, so recht mitten aus dem Leben der vorgeführten Personen ein auf den ersten Blick unbedeutendes Etwas herauszugreifen, das in der Folge heranwächst zu einer bewegenden Kraft, zum Grundstock wird des äußern und innern Wohlergehens, des Friedens und des Glückes oder des Haders und des Zufalles.

Das Sehnen der Seele in keuschem Verlangen hat kaum ein Dichter uns in vollendeterer Weise geschildert und die Darstellung der Liebe in ihren verschiedenen Formen und Aeußerungen ist ein machtvoll ergreifender Lobgesang. Der Schluß in der kleinen Erzählung „Der Druide“ ist letzterer Darstellung an die Seite zu stellen.

Zurückgekehrt ist das kleine Häuflein der dem Schwert und der Noth entronnenen Helvetier. Verödet sind die Felder, zerstört die Städte und Dörfer, verachtet hatten die Stolzen den weisen Rath des Priesters, gehorcht der verlockenden Stimme, vertraut auf eigene nie besiegte Kraft, unterlegen sind die Tapfern römischer Kriegskunst in der Riesenschlacht. Der Winter ist hereingebrochen und es droht dem schwachen Häuflein der grinsende Hunger — aber der zurückgebliebene Priester hat nicht nur zu den Göttern gefleht, sondern auch gearbeitet, und unter seiner Leitung konnten sie Nahrung und Speise erwerben, die Hütten wieder aufrichten und mit neuem Muth in die Zukunft schauen. Da schmücken die Götter selbst den heiligen Opferhain, die Nebel, welche vom See her streichen, verdichten sich in dem Gezweige der uralt heiligen Bäume und bilden aus Reif ein herrlich geschmücktes Dach, darin das Mondeslicht und die rothe Gluth des Feuers seltsam flimmern. Die Göttin aber schmiedet die Herzen der Andächtigen mit goldenen Ketten an die wiedergewonnene Erde und wenn ein ander Sehnen den Sohn fortführt in fremde Gegenden, dann reißen Seele und Leib auseinander und die Fremden stehen an der Leiche des Schweizers, kaum wissend, daß das Heimweh den Armen getödtet. Es ist eine herrlich ergreifende Darstellung des Heimweh's in seiner packenden Gewalt.

So rührte er an alle Seiten des menschlichen Empfindens und sie gaben ihm wunderbaren Laut, der widerklingt in der Brust des Lesers in allen Zeiten. Es ist eine viel zu enge Auffassung, wenn die Bedeutung von Jeremias Gotthelf vorzüglich in dessen scharfer Zeichnung des Wesens und Lebens, des Denkens und Fühlens der Bewohner des Emmenthals gesucht wird. Es ist diese

Seite seiner Kraft weit äußerlicher, als sein Hineinsichversenken in das ganze geistige Wesen seiner Gestalten. Es braucht nur an den Thorberger erinnert zu werden, dem allerdings von einem Zeitgenossen Gotthelf's ebensoviel anhängen mag, als den Römern Shakespeare's von den englischen Lords, der aber doch in seiner ganzen gewaltigen Auffassung ein Charakter voller Einheit und Konsequenz, eine Rittergestalt ist, wie solche nicht eherner gedacht werden kann. Auch der Druide, Sintram und Bertram, Hans von Stoffeln und so manche scharf gezeichnete Gestalt ist nicht mit allen ihren Eigenschaften in der engeren oder weitem Umgebung des Dichters zu suchen.

Hier liegt es klar vor Augen, daß der Dichter Gestalten schuf und nicht portraitierte. — Nur für einen Leser der Gotthelf'schen Werke, der den Schauplatz der Handlung nicht kennt, mit den Bewohnern des Emmenthals vornehmlich nicht verkehrte, mag die Ansicht Berechtigung haben, daß auch in denjenigen Arbeiten, wie im „Uli“ oder in „Anne Bäbi Zowäger“, im „Dursli“ u. s. w. wirkliche Persönlichkeiten dem Dichter vor schwebten, deren Lebensereignisse erzählt und erweitert, dichterisch ausgearbeitet worden seien. Für den Kenner des Landes und seiner Bewohner dagegen wird es unbestreitbar sein, daß manches Großmütterchen ihr Theil zum „Räthi“ beitrug, mancher Knecht und mancher Pächter zum Gesamtbild des „Uli“ steuerte und manche Gestalt Züge zum „Elsi“ leihte. Darum gerade sind die Menschen, ist ihre Handlungsweise so lebensfrisch, so wahr, so ächt, weil sie nicht vereinzelte sind, sondern ganzen Klassen und einer reichen Erfahrung entnommen sind. Der „Dursli“ könnte ebenso gut ein Zimmermann, ein Schreiner

oder irgend ein Handwerksmann anderer Beschäftigung sein; nicht die Art seiner Thätigkeit, nicht sein Aussehen an sich, sondern sein Fall und die Seelenpein vor seiner Wiedererhebung, die milde, leidende Gestalt seines Weibes, die Aengstlichkeit und die wiedergewonnene Zutraulichkeit seiner Kinder, die Verlockung und der Sieg über die böse Lust, das ist die Wahrheit in der Dichtung. Wohl ist kaum ein Landestheil reicher an Originalgestalten und Charakteren, denn das Emmenthal; aber es bedurfte der dichterischen Gestaltungskraft, das so überreiche gesammelte Material nach leitenden Ideen zu ordnen und zu verarbeiten.

Wie der Maler mit seinen Studienblättern nicht bezweckt, Scenen zu einem vollständigen Gemälde nach der Natur zu erhaschen, sondern da und dort einen Charakterkopf, eine Baumgruppe, ein Hüttlein, eine lauschige Laube oder Stellungen bei Tänzen und eigenthümlichen Volksspielen erfaßt, die später Einzelheiten in einem größern Gemälde bilden werden, so sucht der Dichter, der durch die Dörfer schreitend, sich in's Marktgewühl mischend, da und dort ein Gespräch anknüpft, nicht nach fertig von der Natur zu liefernden Gestalten, welche die Helden seiner Erzählung bilden sollen, sondern er sucht nach wahren Zügen des Volkes, die sich in einzelnen Gestalten schärfer zeichnen, und die in ihrer in seiner Seele vollzogenen Vereinigung jene lebensfrischen Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen aus dem Volke kennzeichnen. Es durfte wohl keine einzelne der Gestalten, welche wir in den Werken Gotthelf's finden, Zug um Zug mit einer ihm zur Verfügung gestandenen Person übereinstimmen, wohl aber lieferten sie alle, mit denen er an Trauertagen wie an Volksfesten zusammentraf, alle die=

jenigen, welche den klaren Blick scheu mieden oder den freundlichen, theilnehmenden Seelsorger aufsuchten und ihm ihre geheimsten Gedanken offenbarten, Einzelheiten zu dem großartigen Gemälde des Wesens und des Geisteslebens der Bewohner jener Gegenden. Aus diesen Gründen verbindet sich die dichterisch freie Behandlung des Stoffes mit dessen voller, frischer Naturwahrheit. In einzelnen Erzählungen ist die Bearbeitung oder Verarbeitung des Stoffes weiter gediehen, als in andern; es gährte derselbe länger in ihm selbst, bis der Wurf gemacht wurde — in andern lassen sich die einzelnen Blöcke mit ihren Bruchflächen und ihrer Scharfkantigkeit noch deutlicher erkennen — das sind jene Stellen, die nicht nur heimischen Duft athmen, sondern einen herben und starken Erdgeruch besitzen.

